

daß es für uns Bauern am rathsamsten ist, keine eigene Bienen zu halten, wegen der Raubbienen.

Kunz. Was meint ihr mit den Raubbienen?

Wilhelm. Seht, es giebt immer neidische und schlimme Leute, welche ihrem Nächsten nichts Gutes gönnen, die geben ihren Bienen etwas ein, daß sie aus des Nachbarn schwachen Bienenstöcken den Honig rauben müssen. Wenn nun der Nachbar dieses merkt, vergiftet er diese Räuber aus Rache, und dann sind beide Stöcke verdorben.

Kunz. Wie soll man es aber machen? Auf die Weise kann ja Niemand von uns Bienen halten?

Wilhelm. Warum nicht? Wir können ja alle ins gemein welche halten? ein eignes Bienenhaus an einem bequemen Platze dazu bauen, und jeder gleich viel Geld, oder so viel ein jeder wollte, einsetzen. Dafür würden dann die Stöcke gekauft. Ein redlicher und verständiger Mann, der Zeit dazu hätte, würde darüber gefescht, und bekäme etwa von jedem Ausländer vier Groschen an Lohn, ohne seinen Einsatz an Stöcken. Nun würde an einem gewissen Tage Honig und Wachs öffentlich ausgenommen, gewogen und verkauft, und ein jeder bekäme seinen Antheil von der Ausbeute, nachdem er viel oder wenig eingesetzt hätte. Und oft würde der Gewinn zureichen, manche Geldnoth von unserm Dorfe abzuwenden.

Kunz. Ja, ja, Gebatter Wilhelm! dann müßten ja die Leute im Dorfe einig seyn! daß geschieht nun und nimmer mehr.

Wie manches Gute können friedsame, verständige und zu einem Zweck verbundene Menschen genießen! Wie manchen erlaubten Vortheil haben! Warum aber ist so wenig Einigkeit zu guten Zwecken unter den Leuten? Weil Neid und Mißtrauen ihre Gemüther erfüllet, Feindschaft herrscht, und gesunder Verstand so selten ist.

Sir. 25, 1. 2. Rdm. 16, 19.

103. Verachtung des Gemeinbestens bringt oft eigenen Schaden.

Es war einmal ein Dorf voll unverständiger böser Bauern, die in Feindschaft mit einander lebten. An ih-